

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 220.

Mittwoch, 20. September.

1916.

## Schicksal.

Von Penny Stoll.

(Nachdruck verboten.)

I.

Hanke Marten preßte den schmalen Blondkopf an die Scheiben. Draußen ging ein rauschender Sommerregen nieder. Es gewitterte dumpf. Eine fast unwirklich hellrote Rose strahlte im erfrischten Gartengrün. Hanke krampfte ihre unruhigen Finger ineinander. „Das ist so erschütternd schön“, sagte sie zu dem hochgewachsenen Mädchen, das neben ihr auf der Fensterbank hockte. „Wenn man es nur gestalten könnte. Ich schwöre alle Schönheit an mir vorbeistreichen gleich dem leisen Flügelrauschen eines Vogels. Fangen kann ich sie nicht.“

Hanke Marten bewohnte in einem stadtfernen Gartenhäuschen zwei helle Zimmer. Die waren durchatmet von der Behaglichkeit der alten Mahagoni-Möbel aus Hankes Elternhaus.

Als Vater und Mutter kurz nacheinander starben, hatte die Fünfundzwanzigjährige alle Einladungen von Freunden und Verwandten abgewiesen, um sich selbst ihr Leben einzurichten. Seit zwei Jahren lebte sie in ihrer ereignisarmen und so belebten Einsamkeit.

Um ihre Sprachkenntnisse zu verwerten, erteilte sie einige Stunden. Wohl fehlte ihr eine begrenzte, zielstichtige Arbeit, aber Hanke barg seit frühesten Jugend die Sehnsucht in sich, ihre Gedanken in Verse zu bannen, die den Schmelz der Dinge nicht verlöschen, sondern sanft ausleuchten lassen sollten. Diese Sehnsucht schien das Mädchen oft von dem eigenen Leben zu trennen und trug auch wohl die Schuld daran, daß noch keine Ehe es fesselte.

Vor Jahren hatte Hanke einem jungen Manne sehr nahe gestanden. Er ging im Hause ihres Vaters aus und ein wie ein Sohn. Seine verstorbene Mutter war die Freundin der ihren gewesen. Da Hanke mit Georg Haß in gleichem Alter war und Georg keine Aussicht auf eine Lebensstellung hatte, verboten sich alle Zukunftshoffnungen. Und obwohl Georg oft und innig den schmalen, feingeschwungenen Mund des Mädchens geküßt hatte, so band ihre mütterliche Seele ihn doch wohl fester als ihr zarter Körper. Seine wilde Lebensgier hätte ihn allzu leicht in Niedrigkeit reizen können. Hanke leitete den Jüngling durch mancherlei Fährnis. Das Leben war ihm wehe Trübsal ohne ihre helfende Hand.

Dann wurde Georg von Hamburg fort in das rauchumschleierte Ruhr-Kohlengebiet geschickt, wo sein Geschäft eine Zweigstelle errichtete. Von der Arbeitsheute dort ließ er sich fortschleifen. Selten wehten flüchtige Nachrichten von ihm zu Hanke Marten, die noch lange mit Seele und Sinnen an ihm hing.

Aber immer deutlicher hatte sie die Empfindung, das Leben der andern Menschen und ihr eigenes gleichsam von einer Anhöhe herab an sich vorbeigleiten zu sehen. Der Dunst der Ferne ließ alles reiner, duftiger, doch manchmal auch wirrer und unverständlicher erscheinen, als es sich in Wahrheit zutrug. Wenn sie sich rührte,

das Wesentliche der Geschehnisse und Zusammenhänge herauszuschälen, so fand sie immer nur das Thema: „Liebe“, wie es in tausend schwermütigen und freudigen Variationen der Menschen Gedanken und Schicksale durcheinander wirbelte. Ihr selbst erschien dieses Thema bedeutungsloser als die andern Lebensfragen. Hanke wollte ihr Leben ruhevoll, schönheitsgefegnet.

Im Sommer wanderte sie häufig. Der Elbe silbrig-bewegte Schönheit griff ihr ans Herz, die fast harzbaste Wildheit der Hügelwälder, die stille Weite der Marschen und vor allem die Heide. Hanke hatte eine rechte Lust, der Erde so nahe zu kommen, wie es ihr als einem Großstadtfinde möglich war.

Im Winter las sie viel und besuchte Theater, Konzerte. Besonders liebte sie jene Tanzabende, an denen birken-biegsame Mädchen versuchen, den verhauchenden Hauber der Töne sinnlich zu gestalten. Da ihre Schwäche, das Erleben der Schönheit greifbar zu formen, ihr schmerzlich war, berauschte sich Hanke an dieser neuen, wunderpendenden Kunst, die der ihren verwandt schien.

Georg Haß wurde ihrem Wesen allmählich fremd. Nur ab und zu fühlte sie mit ängstlichem Erschrecken, daß er ihre Erinnerungen noch immer an sich riß. Wie ein Schatzgräber an die Stelle zurückkehren muß, wo er sein kostbarstes vergraben, so schien Hanke Marten dieser keuschen Jugendgeschichte verfallen.

Da flatterte im beginnenden Frühling ein Brief von Georg Haß zu Hanke. Der streifte mit vorsichtigen und ein wenig lächelnden Worten die Vergangenheit und erzählte, daß Georg sich verlobt habe. Im Herbst werde er mit seiner Lena, die Hankes Freundschaft ersehne, in Hamburg ein Heim gründen.

Hanke versuchte, dieses Austausch nach langem Schweigen zu erklären, statt die Tatsache hinzunehmen. „Er hat mich damals so nötig gehabt wie keinen andern Menschen. Als er mich nicht mehr brauchte, entglitten wir einander. Diese Zufalls-Begegnung hat keinen Zusammenhang mit dem Schicksal.“

In diese Formel faßte sie am Ende ohne Bitterkeit das Ergebnis ihres Grübelns.

Und nun saß Hanke Marten neben Georgs Braut am Fenster und suchte dem Ernst des Gewitters, der kühlen Blutröte der Rose die Schönheit abzuringen, die sich nicht ergeben wollte.

Lena weilte für einige Wochen bei Verwandten in Hamburg, um ihre zukünftige Häuslichkeit zu bereiten und die neue Heimat kennen zu lernen. Die beiden Mädchen verplauderten manche Stunde. Sie gingen auch zusammen einkaufen, kramten und ordneten in dem Nestchen, das Lena in einer stillen Alsterstraße ihrem Glück baute.

Hanke bewunderte den eigenartigen Liebreiz der Jüngeren, die schlichte, gütige Art. In ihrem Unterbewußtsein lebte auch wohl der innige Wille, dieses Mädchen liebzugewinnen, das Georgs Gattin werden sollte.



Georg kam nicht nach Hamburg, Er hatte geschäftlich manches zu erledigen, ehe er den Wirkungskreis der letzten Jahre verlassen und mit gereiften Fähigkeiten dort beginnen konnte, wo er einst als Unfertiger aufgehört hatte.

## II.

Hamburg dehnte sich wohlthig wie eine schöne Frau im Schoße des Septembers, der die Asterstadt liebt vor allen anderen Monaten. Da brachte Georg Haß sein junges Weib in Hankes Mahagoni-Stübchen, das der Garten goldrot durchglühte. Hankes Herz zitterte ein wenig. Ihr war jede Erregung, sogar eine frohe, wie ein Schmerz. Doch ruhig sahen ihre grauen Augen zu Georg Haß auf, der in den sieben Trennungsjahren ein Mann geworden. Das blasse, knabenhafte Antlitz, dem Hankes segnende Träume einst galten, war nun hart und gebräunt, der Mund nicht mehr herb, sondern wissend, als hätte er vieler Klüße Durst getrunken. Nur die Augen blickten rein und sehnsüchtig, mädchenblau wie ehemals des Jünglings Augen. Neben dem Gatten stand Lena. Über ihrem dunklen Gesichtchen, den fast übergroßen Augen, lag ein verschämter Schimmer, der Hanke bewegte. Sie umschlang Lena und bot dann Georg ihre beiden Hände, die er mit festem Druck ergriff und fast behütend einen Augenblick in den seinen hielt, ohne Worte.

Da rann durch Hankes Blut ein Geborgensein: „Das sind zwei Menschen, die dir gehören.“

Nun streiften die drei an jedem Sonntag ins Weite. Der Herbst teilte ihnen von seinem Reichtum mit, ein üppiger Verschwender, tranken der eigenen Schönheit. Langsam verblistete alles Grün. Ein überquellender Farbensaumel schimmerte auf. Da schritten Georg und Lena mit verschlungenen Händen durch die Wälder. Neben ihnen ging Hanke und wußte nicht, ob ihr Herz so schwer war von Glück oder Leid.

Einmal kehrten sie spät von einer Elbfahrt zurück. Wasser- und Himmelblau bliesen zu schillernden Perlmutter-Farben. Die Sonne sank tiefrot. Purpurne Streifen fielen über die spielenden Wellen. Dann stieg die Dunkelheit empor und tauchte die Einfahrt zum Hafen in gespenstische Stimmung. Da standen Riesenfrane düster drohend. Grelle Lichtfugeln glommen höhnisch.

In Hanke wuchsen Verse auf, die des Tages Schönheit malen wollten. Die Eigenart der Landschaft drängte sich ihr schmerzhaft-eng an die Seele: „Gib uns eine Stimme!“

Ihr gegenüber lehnte Lena den Kopf an Georgs Schulter mit einer so hilflosen Müdigkeit, daß Hanke plötzlich wußte: Lena ist in Hoffnung. Sie spürte die Bedeutung, nein, den bloßen Klang des Wortes „in Hoffnung“ so ergreifend, als sähe das Wort sie aus großen Kinder-Augen tränenflimmernd an.

Da gebar sich jäh eine schleierlose Erkenntnis in Hanke: „Ich liebe Georg Haß.“

Sie zuckte zusammen. Konnte man ihr die Gedanken von der Stirn ablesen? Sie dankte der herbstlichen Dunkelheit. Große Tränen perlten ihr über das Gesicht, nieder auf die gefalteten Hände. Hatten nicht die Wellen Augen bekommen, lockende, milde Augen?

Hamburgs Lichter bligten ganz nah. Das Wasser mit seinem unheimlichen, vertäuschenden Reiz versank. Wortlos stiegen die Drei ans Land, ins Licht. Das Schicksal stand über ihnen, ein Riesenvogel mit weit entbreiteten Flügeln. Es regte sich nicht.

Lena war iehr matt. Georg wollte einen Wagen nehmen und zuerst Hanke nach Hause bringen. „Du bist blaß und hast trübe Augen“, sagte er. „Ihr seid doch schwache Geschöpfchen.“ Hanke dankte mit bebendem Lächeln: „Sorg du nur, daß deine kleine Frau bald zur Ruhe kommt. Ich fahre rasch mit der Hochbahn heim.“

Nach kurzem Abschied verließ sie die beiden. Ihr war weh und wunderbarlich zumute. Alles Leben schien ihr zu schwanken. In ihrem Gehirn brannte die Frage: „Was soll ich tun?“

Dann straffte sich ihre zierliche Gestalt. „Ich bin müde“, dachte sie. „Meine Nerven sind überspannt. Was kümmert mich Georg! Ich weiß kaum noch, wer er ist. Und er hat unsere alte Gemeinschaft lange vergessen. Männer kennen die Gefahr der Erinnerung nicht, und ich will ihr von nun an ausweichen.“ —

Ihr Schlaf war von wilden Träumen durchjagt. Doch am Morgen erwachte sie mit klarem Sinn und dem festen Willen, ihre Gedanken nie mehr so seltsame Wege irren zu lassen.

## III.

Unmerklich löste sich der Herbst in den Hamburger Regenvinter auf, der alle Farben mit feuchten Händen verlöscht.

„Die drei Getreuen“, wie Hanke ihr Bündnis getauft hatte, empfingen manche reiche Abendstunde von Dichtern und Tonkünstlern. Wenn sie die verlockenden Anzeigen der Zeitung sahen, so gerieten sie geradezu in ein Fieber. Hanke stellte den Wochenplan zusammen. Oft saßen sie im Heim des jungen Paars oder Hanke lud die Freunde in ihr Jungfernstübchen. Da tauschten sie ihre Eindrücke aus, lasen vor und Hanke ließ die beiden hineinlauschen in das Werden und Wachsen ihrer Kunst. Hankes Verse waren ausgeglichener als früher, und auch die Prosa band das Strömende, Überquellende der Sprache in festere Grenzen.

Die Elbfahrt zwang sich nur selten in Hankes Erinnerung. Oft zwar quälte sie eine wehe Scham, wenn sie eine schüchterne Zärtlichkeit Lenas beobachtete, die immer selbstvergessener in ihrem Gatten lebte und in ihrer Hoffnung. Und wenn Hanke Georg auf Augenblicke allein sah, war es, als suchten seine Blicke in ihren Zügen und harteten auf ihren unruhigen Händen. Ganz verzitternd schien ein Wunsch von ihm zu ihr zu wehen. Dann beruhigte sie sich wohl: „Er vergleicht meine farblose Erscheinung mit Lenas Goldseligkeit und kann nicht begreifen, daß er mich einst küßte.“

Einmal hatten sie eine Meinungsverschiedenheit über ein Buch, dessen spielende Anmut Hanke entzückte, das Georg übertrieben und gesucht nannte. Sein unverständliches, anmaßendes Urteil empörte Hanke, so daß sie sich früher verabschiedete, als es ihre Gewohnheit war.

Am anderen Tage während seiner Tischzeit trat Georg in Hankes Zimmer. Bestremdet blickte sie von ihrem Schreibtisch auf. Er war nie allein bei ihr gewesen. Da sah er sie mit seinen mädchenblauen Augen flehend an, daß ein warmer Strom durch ihre Glieder wogte: „Nimm meine Hand, Hanke. Ich weiß, daß ich dir wehe tat. Sei nicht böse.“

Sie ließ ihm ihre Hand und fühlte wie damals bei ihrem Wiedersehen, daß sie gleichsam behütet in seiner ruhte. Dann faßte sie sich: „Es ist schon gut, Georg. So töricht bin ich nicht, dir zu zürnen, wenn du ein Buch anders beurteilst als ich. Du bist ein Mann und schlägst dich mit dem Leben herum. Ich träume abseits in meinem Winkel und habe mehr Zeit als du, den Dingen ins Antlitz zu schauen, die nicht zu greifen, nur zu fühlen sind.“

„Es ist ja nicht das Buch allein, Hanke. Ich weiß, du denkst oft, ich sei oberflächlicher und wertloser geworden als früher. Siehst du, da unten arbeitet man otemlos, wie gepeitscht, ohne echte Freude. Der Arbeit waffen sich die Genüsse an. Seit ich wieder hier bin, lerne ich, daß doch noch Verlangen nach reinem Erleben alles Schönen in mir wohnt.“

Und ich muß es dir einmal sagen, Hanke. Lena und ich danken dir viel. Lena ist lieb wie ein Kind. Sie kennt nur mein Urteil, meine Führung, aber sie gibt mir nichts als ihre große Liebe. Du hast uns in die freie Weite geführt, in die herbe Schönheit unseres Nordens. Du schenktest uns so manche Anregung.“

Und plötzlich, ehe Hanke ihre stürmenden Gedanken zu einer Antwort zusammenraffen konnte, erhob sich Georg: „Ich muß gehen. Lena ist keine Verspätung gewohnt. Auf Wiedersehen, Hanke.“ (Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

**Merkwürdigkeiten der Weltspeiselarke.** Die durch Kriegsmangel und Kriegsbedürfnisse hervorgerufenen Umänderungen unserer Ernährung haben manches Nahrungsmittel zu Ehren gebracht, das bisher völlig unbeachtet geblieben war. Auch das Essen ist eine Kunst, die gelernt werden muß, und die Ansichten hierüber sind bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Ist es der Zwang, der als genießbar erscheinen läßt, was man sonst mit Abscheu zurückgewiesen hätte, wie z. B. die Pariser im Kriege 1870/71 Ratten und Hunde verzehrten, die schließlich auf den Speisefarten den Rang besonderer Vederbissen einnahmen. Wenn uns auch diese Nährmittel heute noch als verabscheuungswürdig erscheinen, so sind doch auch bei uns wie in Europa überhaupt durch die Mode der Speiselarke viele Vederbissen eingeführt worden, an die man sich erst allmählich gewöhnen mußte. Noch vor nicht allzu langer Zeit hätte jeder Europäer sich geweizert, Austern, Krabben, Meerespinnen und Froschleuten zu essen, die dann in den besten Gasthäusern als Delikatessen eingeführt wurden. Das schlagendste Beispiel dafür, daß auch das Essen zum großen Teil eine Modesache ist, bietet die Kartoffel, die bekanntlich in ihrer ersten Zeit als ungenießbar verworfen wurde und inzwischen zum Weltnahrungsmittel geworden ist. Eine Reise um die Erde bedeutet einen fast unübersehbaren Wechsel der Gewohnheitsrichtungen, und es ist gerade jetzt nicht uninteressant, die Merkwürdigkeiten der Weltspeiselarke zu betrachten, die J. M. Merich im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ aufzählt. Im Osten spielen Insekten in der Ernährungsfrage keine unwichtige Rolle, und schon in der Bibel heißt es, daß der Prediger in der Wüste von Heuschrecken und wildem Honig gelebt habe. Auch jetzt werden in Ägypten und Algier Heuschrecken gegessen, und zwar nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von den Franzosen. Bei der beliebtesten Zubereitungsart werden die Heuschrecken mit Rum begossen, dann in Mehl gewälzt und schließlich in frischem Olivenöl braun gebacken. Die so entstandene Pastete, Eriquet à la Denoison, gilt in französisch-Afrika als ganz besonderer Vederbissen. In China werden die grünen Rumpen eines den Reis abfressenden Insekts gegessen, in Brasilien und Columbien die Larven des Palmbohrers. Die Chinesen stellen auch aus den Puppen des Seiden spinners eine Art Schaumspise her, indem die Puppen mit Eigelb vermischt und dann in Fett gebraten werden. Diese Speise kennt man auch in Mexiko, wo man als Gewürz statt Paprika wenigstens kleine rote Anzeifen beimißt. Interessante Studien wurden seinerzeit durch den bekannten Physiologen Crismann in Rußland über das sogenannte Hungerbrot gemacht. Die Untersuchung ergab als Bestandteile: Baumrinde, Holzmehl, isländisches Moos, Quecke, getrocknetes Blut, jedoch auch nicht die geringste Menge von Mehl. Von diesem Brot mußten sich in den schlechten Zeiten Millionen von Menschen ernähren, im selben Rußland, das heute gerne behaupten möchte, seine Gefangenen litten unter dem ihnen verabsorgten deutschen Kriegsbrot. Das merkwürdigste Brot aber wird am Kaspischee gebacken. Dort werden nämlich die Rüben eingefangen und zu dicken Brotschladen verarbeitet. Von merkwürdigen Suppen ist die Schildkrötensuppe die bekannteste. Doch wird behauptet, daß die aus den Lagen junger Alligatoren zubereitete Suppe bedeutend wohlschmeckender sei. Unter den merkwürdigen Fischgerichten sind in China Haifischflossen und Haifischschwänze zu nennen. In Südamerika und auf den Philippinen ist der Minidius, der kleinste Fisch der Welt, besonders beliebt. Wegen seiner Kleinheit muß er mit Luchern gefangen werden. Diese Fische werden literarweise verkauft und roh mit Salz und Pfeffer genossen. Unter den Fleischsorten Ägyptens ist besonders das Nilpferdfleisch sehr begehrt, und beim Kamelbraten wird der Höcker gelobt, während gedünstete Löwenleuten etwas zäh schmecken sollen. Abzuzug sind die letzteren degreißlicher Weise ziemlich selten. Als vorzüglich wurde von mehreren Forschungsreisenden der Klapperschlangenbraten bezeichnet, daneben auch junger Affenbraten. Die Gemüsekost wurde ja auch bei uns jetzt bekanntlich sehr erweitert. Nun sind das Wiesenschamkraut, die Gemüßspindel, die Nachterleze und die Brennessel. Auch aus den Blättern der Radieschen, die bisher stets fortgeworfen wurden, stellt man heute unter Zugabe einiger harter Salatblätter ein spinatähnliches Gemüse her. Ein weitverbreitetes Gemüse in Japan ist die japanische Seegurke, die aber in Wirklichkeit ein wurmartiges Sertier ist. Doch wird sie allgemein als Gemüse zubereitet. Auch die Lilien werden in Japan zur Herstellung von Gemüse verwendet, indem man ihre Zwiebeln mit Wasser gut ausgießen läßt und sie dann mit Zucker einkocht. Bekannt ist auch das japanische Lilienblüten- und Rosenblätterkompott.

**Der jüngste Kriegsberichterstatter der Gegenwart.** Der jüngste aller Kriegsberichterstatter des Weltkrieges ist der 13jährige Robert Bedih, der Sohn des Handelsattachés der amerikanischen Gesandtschaft in Paris. Wie die Pariser

Blätter pomphaft verkünden, wurde der kleine Amerikaner von den amerikanischen Jugendzeitschriften „Boy“ und „American Boy“ beauftragt, ihnen regelmäßige Berichte über den Weltkrieg zu senden. Hierzu wird bemerkt, daß der kleine Bedih in der amerikanischen Jugendwehr die „Stellung“ eines Unteroffiziers einnimmt, was ihn anscheinend besonders zur Kriegsberichterstattung befähigen soll. Er hat durch Vermittlung der französischen Regierung allen Formationen der französischen Jugendwehr Besuche abgestattet und wurde auch in den Lazaretten und den Kriegswerkstätten ganz wie ein „Großer“ militärisch empfangen. Die Franzosen sind natürlich begeistert, in ihrem Lande den jüngsten aller Kriegsberichterstatter zu haben und zeichneten ihn bereits durch vier Kriegsmedaillen aus! . . .

**Wirken Gasangriffe tödlich auf die Tiere?** In der Jagdzeitung „Bild und Hund“ macht Leutnant Loewis Mitteilung von einer Beobachtung, wie giftige Gase auf Kleinwild wirken. Bäume und Sträucher litten stark unter den Phosphor- und Chlordämpfen, die vom Feinde mehrere Stunden lang zu unseren Schützengräben herübergeschickt wurden und wie ein dichter Nebelschleier sich auf das Land legten. Die Blätter vertrockneten, und die Blumen verdorrten. Dagegen waren die Tiere widerstandsfähiger, ihnen schadet das Gas anscheinend gar nicht. Die in unmittelbarer Nähe der vordersten Gräben vorhandenen zahlreichen Feldhühnerböcke zeigten nach dem Abziehen der Dämpfe keinerlei Veränderung in ihrem Verhalten, weder die Alten noch die Jungen, die unsere Feldgrauen im Geiste schon lieblich in der Pfanne schmurzeln sehen. Auch die Hasen und Kaninchen hatten siegreich dem Angriff getrotzt, so daß auch von ihnen manches Exemplar in das Einerlei der Küche unserer Soldaten eine willkommene Abwechslung bringen wird. Ebenso trugen die Hunde keinen Schaden davon. (Zenf. Wn.)

**Erinnerungen an Joseph Kainz** veröffentlicht das Septemberheft von Velhagen u. Klasing's Monatsheften aus der Feder von Ferdinand Gregori, der auf der Bühne oftmals sein Gegenüber gewesen ist und der viele Jahre lang sein treuer Freund war. Man spürt hier, wie ernst Joseph Kainz arbeitete, ehe er seine Gestalten auf die Bühne stellte. Dabei wies er es weit von sich, besondere „Auffassungen“ von seinen Rollen zu haben. Das Recht, neben dem Dichter „Auffassungen“ zur Geltung zu bringen, meinte er einmal, siehe nur dem Genie zu; er habe sich's nie erlaubt. Daneben zeigen diese Erinnerungen aber auch in zum Teil scharfhafter und drastischer Weise, mit welchen Kleinigkeiten es gelegentlich selbst ein großer Schauspieler zu tun hat. Als Kainz von Berlin an das Burgtheater übersiedelte, lächelte man in Wien über seine moderne Garderobe, aber er sich in Chegarays „Galotto“ vorstellte, und sprach noch nach Jahren von der entsetzlichen Berliner Schneiderarbeit, der er beinahe zum Opfer gefallen wäre. Kainz nahm dies Zeichen als Symbol, prüfte daraufhin sofort seinen gesamten äußeren Menschen und entdeckte da mancherlei, was weder zu ihm noch zu der alten Kulturstadt passen wollte. Berlin hatte ihn nur in äppigem Lockenschmuck gesehen, solange er am Deutschen, am Ostend- und am Lessingtheater engagiert war. Und diese Locken waren zwar fest angewachsen, aber sie waren künstlich gedreht. Tag für Tag erübrigte dieser ewig beschäftigte, unruhige Mensch die tote Zeit den Haarkräusler! Das geschah freilich immer noch ganz unbewußt, etwa des Abends in der Schminkekabine, wenn er für den Romeo oder den Carlos hergerichtet wurde. In Wien aber legte er die letzte Komödianteneitelkeit ab, strich das nach und nach auch lichter werdende Haar glatt, schaltete es feillich und erschien nun ebenjogern in dieser alltäglichen Schlichtheit auf der Bühne, wie er früher den Tituskopf der Theaterhelden ins Leben mitgenommen hatte. Zum Schluß noch eine scharfsinnige Anekdote aus seiner ersten Zeit. Ferdinand Gregori erzählt hier, wie er mit Kainz zusammen in Leipzig ein Gastspiel gab. Kainz hatte nicht die besten Erinnerungen an diese Stadt, denn er war unter der Doppeldirektion August Förster-Angelo Neumann (1876) vom Publikum wiederholt verhöhnt worden. Man nannte ihn den „Kanarienvogel“, weil er immer einen knallgelben Überzieher trug, und als er einmal auf der Bühne zu einem schwarzen übergegangen war, rief einer von der Galerie herab: „Ach, der Kanarienvogel ist in die Dinde gefall'n!“ Von seinem allerersten Leipziger Auftreten her hatte er eine ähnliche Anekdote im Gedächtnis. Förster ließ ihn unbedachterweise in einem französischen Salonstück als Verführer debütieren, und der extravagante Jüngling bemühte leider keinen Haarschneider, um sich vorher seiner Simonslöden zu entledigen. Als er nun am nächsten Abend erwartungsvoll Cerele zu halten sich anschickte, im Stehparterre, wo sich das schauspielerische Grünzeug sammelte, um möglichst gründliche Urteile über die oben auftretenden Kollegen fällen zu können, sagte einer zu ihm: „Sie, wo waren Sie denn gestern? Da gab's endlich mal was zum Lachen! Da stand einer oben, der hat richtig ausgefallen wie ein Affe!“ Der Affe war Kainz.





# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsgedichte, Novellen usw.

\* Artur Schleitner: „Kriegswirkungen im bairischen Hochgebirg.“ (Gebr. Paetel, Berlin 1916.) Schleitner, der berühmte Kenner des bairischen Hochgebirgs, schildert in soziologisch interessanten Studien die Wirkungen der Mobilmachung auf die Bevölkerung des bairisch-tiroler Grenzlandes und kommt im allgemeinen zu dem Ergebnis, daß die „zweite Front“ sich hier ihrer im Feindesland kämpfenden Brüder würdig erwiesen hat. Das gut gedruckte und anregend geschriebene Buch kann besonders denen, die aus eigener Anschauung sich mit der Psychologie des Gebirges beschäftigt haben, als Kulturdokument empfohlen werden. Dr. A. M.

\* „An Bord.“ Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Fendrich. (Frankische Verlags-Handlung, Stuttgart.) Fendrich, dessen Werke heute schon von einer zahlreichen Gemeinde stets mit Spannung erwartet werden, hat ein neues Bändchen erscheinen lassen. „An Bord“ betitelt er die frisch geschriebenen, lebendurchspülten Schilderungen aus dem deutschen Kriegs-Luft- und Seeweesen. Rende Kapitel erinnern an Teile von R. S. Barischs „Das deutsche Volk in schwerer Zeit“, doch Barisch ist sinniger (man merkt den Österreicher), während Fendrichs Hauptvorzüge Knappheit, Anschaulichkeit und Lebenswahrheit sind. H. G.

\* Hans von Steinen: „Von Lebenslust und Todesgrauen.“ (E. Schottländer, Breslau, 1916.) Ein wohlgeordnetes Buch von Kriegserzählungen, dessen Kräfte mit dem guten Voratz nicht Schritt halten. Der Verfasser bringt eine Anzahl kurzer Skizzen vom westlichen Kriegsschauplatz ohne daß es ihm gelingt, dem Wesen des Kampfes nahe zu kommen. Stoff und Stil halten sich ungefähr auf der gleichen Höhe. Dr. A. M.

\* Illstein-Verlag: „Frauensneider Gut Schmidt.“ Roman von Otto von Gottberg. „Die neuen Weiber von Weinsberg.“ Roman von Karin Michaelis. Marie Hermes von Baer: „Deutsche Herzen.“ Erzählung aus Friedens- und Kriegzeiten. (Verlag Aurora, Friedewald-Dresden 1916.)

## Romane, Novellen.

\* „Das Mangobaumwunder.“ Eine unglaublich würdige Geschichte von Leo Perutz und Paul Frank. (Albert Langen, München.) Es gibt nur wenige ebenso spannende Geschichten. Die Fabel an sich ist nicht neu. Das indische Jadhuxperiment, wonach der Haxir ein Lebewesen in wenigen Minuten um Jahre altern läßt und es dann wieder verjüngen kann, ist schon öfters literarisch verwendet worden, doch noch nie auf eine so phantastische, seltsame Art. Und doch vertreiben die Verfasser durch die ruhige, nüchterne Erzählungsweise selbst das Un glaublichste glaubwürdig zu machen, und fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Den Wert des Buches beweist aber, daß, wenn der Leser es zugeklappt hat, er nicht wie bei dem Kolportage-Roman oder den Detektiv-Geschichten enttäuscht ist, sondern sich weiter der reichen Phantasie der Verfasser und des fein stilisierten Titelsbildes freuen kann. M. Ch.

\* Der Illstein-Verlag, Berlin, unermülich in Neuerungen, läßt nunmehr eine neue Bücherei erscheinen, die 50-Bf.-Bücherei. Diese enthält die Arbeiten eriter Autoren, sämtlich mit künstlerisch geschmückten Kapp- Einbänden versehen, vielfach Neuausgaben älterer Werke, so z. B. die prächtigen „Berliner Novellen“ von E. L. A. Hoffmann, um nur eines herauszugreifen. Der rührige Verlag erwirbt sich gewiß mit dieser Novierung alle Herzen derjenigen Bücherfreunde, die einen Hunger auf gute Literatur haben und dabei nur einen schmalen Geldbeutel. Ihre Sehnsucht wird jetzt gründlich gestillt werden. b.

## Medizinisches.

\* „Gesundheitspflege des Weibes.“ Von Prof. Dr. P. Straßmann. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig 1916.) Wir leben in einem Zeitalter, in dem die Brüderie glücklicherweise immer mehr schwindet. Sexuelle Fragen und Gefahren werden nicht mehr als ein Gegenstand behandelt, den man bei Weibe nicht öffentlich diskutieren darf, vielmehr hat sich die Ansicht durchgerungen, daß das Wissen vor Schaden schützt. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß Professor Straßmann in einem kleinen Werke in wissenschaftlich-vollständiger Weise alles zusammengefaßt hat, was die Entwicklung des weiblichen Körpers betrifft und was auf dessen Zweck, Zeugung und Schaffen eines kräftigen Geschlechts, Bezug hat. In einem reich illustrierten kleinen Buche wird in 8 Kapiteln vom anatomischen Bau beginnend alles erwähnt, was die reiche Materie anbelangt, die Entwicklungsjahre, die Fortpflanzung, Geburt, Wochenbett und

Gesundheitspflege. Das Werk ist sowohl wegen seines Inhalts als auch in seiner Ausstattung bestens zu empfehlen. Dr. O. M.

## Biographisches.

\* „Gemma Boic.“ Dem Gedächtnis einer Künstlerin. Ein Kapitel deutscher Theatergeschichte. Von Dr. Ernst Leopold Stahl. Mit 10 Portraits der Verstorbenen. (Selbstverlag Heidelberg, Gaisberg 89.) Gemma Boic wird niemand seine warme Sympathie verweigern, wenn man erst Kenntnis von dem gut ausgestatteten Hest genommen hat, das ein Freund pietätvoll zusammenstellte, um einer Künstlerin, die bei Lebzeiten nicht genügend gewürdigt wurde, wenigstens noch im Tode einen Platz zu sichern bei den Besten der Bühne. Gleichzeitig mutet das Werkchen auch an wie eine Mahnung für all das junge Blut, das zur Bühne drängt, das nur den Schein sieht, das Schöne, den Lorbeer, und nicht einsehen will, daß gerade das grelle glänzende Rampenlicht den tiefsten Schatten wirft. B. v. N.

## Verschiedenes.

\* „Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit.“ Von Oonomierat Dr. phil. h. c. Hösch, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. (Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1916.) 186 Seiten. Der bekannte Wirtschaftspolitiker und Landtagsabgeordnete Dr. Hösch gibt hier eine Darstellung unserer wirtschaftlichen Entwicklung vor dem Kriege und eine Klarstellung über die Maßnahmen und Erfahrungen auf dem Gebiete unserer Lebensmittelversorgung während des Krieges, die in knapper und anschaulicher Zusammenfassung zunächst den glänzenden Aufstieg unserer Industrie in den beiden letzten Jahrzehnten, ihre wachsende Konkurrenzkraft und Überlegenheit gegenüber der englischen Industrie zeigt. In ebenso kurz gefaßten, dabei aber doch die maßgebenden Tatsachen und Gesichtspunkte berücksichtigenden Darstellungen wird er der fortschreitenden Entwicklung der heimischen Landwirtschaft gerecht und führt den Nachweis, daß die Leistungen unserer Landwirtschaft für die Stunde höchster vaterländischer Anforderungen nicht zu kurz kommen. Überall verrät die Darstellung den Blick des erfahrenen praktischen Landwirts, mag der Verfasser neue, über die Verhältnisse wirtschaftlicher Kriegsvorbereitung, über die Zwangsabfchlachtungen, über die Ertragsfüttermittel, die Mängel der Produktionspolitik, die Irrtümer hinsichtlich der Viehhaltung und die Schäden der Konsumumenten — um nur einige der behandelten Fragen zu erwähnen — sein Urteil abgeben und zugleich seine schöpferischen Vorschläge zur Besserung machen. Dabei gelingt ihm zugleich, zumal er immer sachlich bleibt, eine überzeugende Aufklärung des vielfach in großstädtischen Konsumentenkreisen herrschenden Vorurteils über das landwirtschaftliche Gewerbe und eine wirksame Verteidigung der Landwirtschaft gegen ungerechte Angriffe. Dieses „Mißverständnis“ zwischen Konsumenten und Produzenten, zwischen Stadt und Land will Dr. Hösch aufklären, wenn möglich beseitigen.

\* „Die Phantasie in der Malerei“ von Max Liebermann. (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.) Es ist sehr interessant, einen ausübenden Künstler über sein Fach urteilen zu hören. Natürlich fällt, wie Liebermann es auch sagt, ein solches Urteil subjektiv aus, aber in diesem Falle dient es zum Vorteil des Buches. Es soll doch nur die Ansichten des Verfassers wiedergeben, die teilweise wie der Impressionismus selber allerdings schon überwunden sind. Eine unumstößliche Wahrheit bleibt dagegen der Grundgedanke des Buches, daß die materielle Phantasie die Haupttätigkeit für die Entstehung und Bewertung eines Gemäldes bildet. Er prägt sogar den Satz, daß: „Gut malen — mit Phantasie malen“ heißt. Die klare und lebendige Sprache macht das Buch allgemein verständlich und lesenswert. Der Verlag hat sein Möglichstes in der geschmackvollen Ausstattung geleistet. M. Ch.

\* „Die Technik des Romans.“ Pflandereien aus der Werkstatt von Zola u. Schuster u. Köhler, Berlin und Leipzig.) Ein hübsches Gegenstück zu „Abonimus“ bekannter dramatischer Handwerkslehre. In einem frischen Pflanderton werden allerlei gute Dinge gesagt, die einem, der zum Romandichter sich heranbilden will, und solche Adepten der Erzählungskunst sind ja so zahlreich wie der Sand am Meere, wertvolle Winke geben. Einen Nürnberger Trichter will der Verfasser damit natürlich nicht liefern. Seine Anschauungen halten sich von jeder ästhetischen Verfriegenheit fern, ihm ist der Romandichter vor allem noch im guten alten Sinne Erzähler, was manchen Modernen freilich recht haushalten mag. In Humor fehlt es auch nicht, und manche Bemerkungen sind fein und geistreich zu nennen. Grund genug, das Büchlein dem literarischen Handwerksgejellen aber auch dem nur anerkennenden Leser warm zu empfehlen.